

Offener Zugang

Zur universitären Präsenz der Digitalität

| PHILIPP THEISOHN | **Open Access als verpflichtendes wissenschaftliches Publikationsmodell ist bislang vor allem politisch gewünschte Zukunft und wird innerhalb der Wissenschaften meist kontrovers diskutiert. Welche Bedeutung und Funktion kommt dem digitalen Raum in den verschiedenen Fächerkulturen zu? Was spricht gegen eine ausnahmslose Verordnung der digitalen Verfügbarkeit in den Geisteswissenschaften?**

Beginnen wir mit der Kraft des Faktischen: So kontrovers sich die Debatten um den Stellenwert digitaler Medien an Universitäten bisweilen auch ausnehmen mögen, so wenig lässt sich bestreiten, dass die intensive Nutzung digitaler Medien in allen Fakultäten längst Realität geworden ist. Selbst gestandene Geisteswissenschaftler tauschen in ihrer täglichen Arbeit die Rara-Räume gegen digitale Bibliotheken ein, suchen ihre Sekundärliteratur in Datenbanken statt in sog. „Referatenorganen“ oder bewegen sich mitunter sogar geschmeidig durch urheberrechtliche Grauzonen, wenn sie per Schlagwortsuche nach einschlägigen Passagen in Monographien fahnden. Die allermeisten Disziplinen verfügen über nennenswerte Online-Fachzeitschriften, die Wissenschaftsverlage partizipieren kräftig am E-Book-Markt, die Reflexion über die szientifischen Perspektiven von Metadaten ist (wenn auch mit mäßigem Zuspruch) bis in die Philologie vorgedrungen.

Die digitale Verfügbarkeit

Überhaupt: Die Digitalität darf mit Fug und Recht als die Ermöglichungsbedingung der gegenwärtigen Forschungs-

landschaft betrachtet werden, die sich durch eine stets anwachsende Durchlässigkeit der Fächergrenzen auszeichnet. Transdisziplinarität und neue Medien stehen in einer progressiven Wechselbeziehung. Natürlich gibt es immer noch sperrige und kodifizierte Fachdiskurse, aber die Wege, die in sie hinein- und aus ihnen hinausführen, sind kürzer und breiter geworden. Legitimiert

»Ungewiss ist, ob die digitale Rechnung für alle Beteiligten in gleichem Maße aufgeht.«

die Tendenz zur Verschaltung der Disziplinen das Ignorieren von Fachtraditionen und *loci classici* zugunsten eines in anderen Zusammenhängen brauchbaren Detailwissens, so ermöglicht die Digitalisierung ebendiese selektive Rezeption von Forschung qua Suchfunktion, macht Spezialbibliotheken und seltene Dokumente mit wenigen Handgriffen verfügbar und erleichtert somit die Recherchen auf unbekanntem Terrain um ein Vielfaches. Erst die medientechnische Aufhebung räumlicher Distanzen und materieller Widerstände hat die

Voraussetzung dafür geschaffen, dass beispielsweise ein Hirnforscher die für ihn relevanten Topoi der klassischen Psychologie blitzschnell ausfindig machen, erschließen und sich mit ihnen verbinden kann, oder dass ein Literaturwissenschaftler mühelos zu interessanten Passagen in entlegenen medizinischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Texten vorzudringen vermag.

Kann man dagegen etwas sagen? Grundsätzlich sicherlich nicht. Vernetzung ist keine schlechte Sache und vernetztes Wissen ebenso wenig. Ungewiss ist allerdings, ob die digitale Rechnung für alle Beteiligten in gleichem Maße aufgeht oder ob sie – entgegen allen Fusionierungstendenzen – nicht vielmehr die systematischen Diskrepanzen zwischen den Wissenschaftskulturen am Ende wieder hervortreten lässt.

Im Zentrum steht dabei die Frage, welche Bedeutung und Funktion dem Aspekt der digitalen Verfügbarkeit in den verschiedenen Fächern zukommen – und gebündelt wird dieser Fragenkomplex in der Diskussion um die diversen Konzepte des „Open Access“ (die sich im Punkt der Kostenpflichtigkeit unterscheiden und dementsprechend als „golden road“ und „green road“ tituliert werden). Als eine Veröffentlichungsoption ist „Open Access“ bereits längst praktikabel und Wirklichkeit; als ein verpflichtendes wissenschaftliches Publikationsmodell ist er bisher eine zumindest politisch gewünschte Zukunft. Der Wunsch entspringt dabei nicht zuletzt einer ökonomischen Argumentation: Stellen Forscher ihre Ergebnisse zur freien Einsicht auf Universitätsserver, entfielen die Kosten für die Anschaffung und Aufbewahrung jährlich sich verteu-



A U T O R

Privatdozent Dr. **Philipp TheisoHN** ist Oberassistent für Literatur- und Kulturwissenschaft an der ETH Zürich. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u.a. die Literatur der Frühen Neuzeit, Literatur als Zukunftsmedium sowie das Plagiat als literarhistorisches Phänomen.

ernder Fachzeitschriften, müssten staatliche Institutionen den Zugang zu Resultaten, die sie selbst hervorgebracht und finanziert haben, nicht erst noch eigens bezahlen. Das sind harte, nicht von der Hand zu weisende Fakten. Lässt man aber die Ökonomie einmal Ökonomie sein und wendet sich stattdessen den Wissensentwürfen zu, die sich jeweils mit der Vorstellung der digitalen Verfügbarkeit von Forschungsliteratur verbinden, dann wird man erkennen können, dass sich Leitmedien nicht generaliter verordnen lassen, sondern dass ein Aushalten von Unterschieden und Widersprüchen im Zweifel auch ein Zeichen wissenschaftspolitischer Stärke sein kann und muss.

Wissenskulturen im Netz

Die Natur- und Technikwissenschaften, um mit ihnen zu beginnen, nehmen die Digitalisierung in ganz überwiegendem Maße als eine Steigerung der Effizienz und Synergie wahr. Mediale Nebenefekte, die das wissenschaftliche Arbeiten beeinträchtigen, verspüren sie

kaum. Das hängt damit zusammen, dass die Maxime der umfassenden Transparenz und der unmittelbaren Zugänglichkeit neuen Wissens ihrem Selbstverständnis vollauf entspricht, denn beherrscht wird dieses Forschungsfeld von der Vorstellung von *Wissen als Information*. Diese Vorstellung besitzt mehrere Komponenten. Sie geht einher mit einer Abwertung von Fragen der Versprachlichung und setzt stattdessen auf die stärkste Formalisierung von Aussa-

»Die Natur- und Technikwissenschaften nehmen die Digitalisierung überwiegend als eine Steigerung der Effizienz und Synergie wahr.«

gen, durch die eine größtmögliche Zahl an Informanten miteinander ins Gespräch kommen und in Forschungen einbezogen werden kann. Damit verbunden ist auch eine Entindividualisierung: Das informationelle Wissen betrachtet jede Anhaftung von Persönlich-

keit als eine Verunreinigung – die Funktion der wissenschaftlichen Autorschaft liegt hier ganz im Bereich der Priorität, der Patente, im Zweifel auch der laborinternen Hierarchien. Schließlich ist die Information definiert durch ihren unmittelbaren Nutzwert. Man sendet und empfängt sie, um mit ihr zu arbeiten, um unbekannte Variablen in bekannte zu verwandeln. Für ein solches Wissensmodell stellen digitale Netzwerke in der Tat ein ideales Medium dar, denn

sie sind spezifisch für die Komplexitätsreduktion von Daten geschaffen. Hinzu kommt, dass die mediale Basis – der Algorithmus – prinzipiell der gleichen Grammatik

gehört wie das Wissen, das sie speichern und transportieren soll. Dementsprechend finden Naturwissenschaftler und Ingenieure im Netz das ihrem Arbeiten adäquate Medium und sind an dessen Ausbau, Gestaltung und Anpassung folgerichtig massiv beteiligt.

Die Geisteswissenschaften sehen sich demgegenüber der Schwierigkeit ausgesetzt, dass ihr Wissensbegriff sich nicht problemlos in den digitalen Raum übersetzen lässt. Während die MINT-Fächer in der Lage sind, den wissenschaftlichen Wert einer Forschungsarbeit umstandslos auf die gelieferten Informationen und deren Innovationspotenzial herunterzubrechen, rezipiert der Geisteswissenschaftler seine Texte immer mit Blick auf den geistigen Horizont, der in ihnen aufscheint, auf das Maß an Gelehrsamkeit, mit dem sie hausieren gehen und das sich nicht auf die bloßen Fakten reduzieren lässt. Er rekurriert auf einen unsichtbaren Reichtum, zu dem gerade auch all das Wissen gehört, das fruchtlos geblieben ist, auf Lektüren ohne unmittelbaren Nutzwert, auf Reflexionen, die ins Leere laufen, auf Belesenheit, auf das Nichtgeschriebene, auf ein gehöriges Pensum an angestrenzter Ineffizienz. Im Zuge der Digitalisierung ist es ein Leichtes geworden, dieses unsichtbare Kapital zu simulieren und mit geliehener Gelehrsamkeit zu handeln, indem man jene langen Wege vergeblichen Suchens und Lesens den Computer gehen lässt und sich dann nur noch mit den „Treffern“ befasst. In graduellen Abstufungen arbeiten viele Geisteswissenschaftler bereits so und sind damit faktisch in die Wissensökonomie der Information übergewechselt. Die Probleme, die diese Konstellation in Forschung und Lehre verursacht (und der

»Dass man durch dicke Bücher selbst ganz hindurch muss, zur Not mehrmals – das besitzt in der Geisteswissenschaft nicht nur einen erzieherischen Wert.«

Plagiarismus ist hierbei eher eines der kleineren Probleme), sind unübersehbar und geben einen ersten Hinweis darauf, was „digitale Verfügbarkeit“ in der Wissenschaft letztlich auch bedeuten kann: Selbsttäuschung und Blenderei. Dennoch käme man wohl kaum auf die Idee, deswegen allen geisteswissenschaftlichen Fakultäten den Internetzugang zu sperren. Gefragt sind hier keine technischen, sondern arbeitsethische Lösungsvorschläge, gefordert sind Selbstkontrolle und im äußersten Fall Schamgefühl.

Auf der anderen Seite kann die Antwort auf die Anknüpfung der Geistes-

wissenschaften an den digitalen Raum nicht ernsthaft darin liegen, die Publikationsbedingungen den Recherchemöglichkeiten flächendeckend anzugleichen und somit der Aushöhlung von Fachkompetenzen durch Suchmaschinen ausgerechnet dadurch Einhalt zu gebie-

»Digitale Verfügbarkeit kann auch Selbsttäuschung und Blenderei bedeuten.«

ten, dass man das medientechnische Problem zur medientechnischen Norm erklärt. Es gibt sicherlich gute Gründe für die digitale Publikation geisteswissenschaftlicher Texte, seien es exorbitante Druckkostenzuschüsse, schnelle zielgruppenorientierte Verbreitung oder hypertextbasiertes Arbeiten. Dagegen ist nichts einzuwenden. Die *ausnahmslose* Verordnung der digitalen Verfügbarkeit würde für die Geisteswissenschaften indessen keine administrative Petitesse darstellen. Mit ihr ginge eine massive Gefährdung der ihnen eigenen Wissenskultur einher. Warum?

Wert und Funktion medialer Widerständigkeit

Zunächst einmal hat das damit zu tun, dass im Gegensatz zur informationsbezogenen Forschung mediale Widerständigkeit nicht zwangsläufig als zu beseitigendes Übel gilt, sondern eine eigene Wertigkeit besitzt. Dass man durch dicke Bücher selbst ganz hindurch muss,

zur Not mehrmals; dass man die wertvollen von den wertlosen Informationen dabei eben nicht vorab aussondern kann;

ja, dass man die Existenz mancher Bücher oder Zitate überhaupt erst einmal beweisen muss – das besitzt in der Geisteswissenschaft nicht nur einen erzieherischen Wert, sondern gehört notwendig zur Ausbildung eines Wissenspotenzials, dessen Aktivierung mitunter erst Jahrzehnte später erfolgt. So ist die Erleichterung des Quellenzugangs durch digitale Textsammlungen fraglos zu begrüßen; dessen ungeachtet birgt sie immer auch die Gefahr, dass geisteswissenschaftliche Kernkompetenzen nur noch vorgespiegelt, aber nicht mehr in der Lektüre entwickelt werden. Lineare Medien, die ins Netz geraten, stellen

immer noch geistige Hürden dar – mit dem Unterschied, dass man sie jetzt dadurch bewältigen kann, dass man um sie herumläuft bzw. herumsurft. Lesen aber meint etwas anderes.

Und wie man liest, so schreibt man auch. Der medialen Widerständigkeit des gedruckten Wortes entspricht auch die Vorstellung der Unablösbarkeit des Wissens von der individuellen, kulturell wie historisch bedingten Sprachlichkeit, die das Zentrum aller Geisteswissenschaften bildet und die dem „Klartext“ des quantifizierenden Denkens diametral gegenübersteht. Mit dieser Vorstellung verbunden ist überdies auch die Inszenierung von Autorschaften, die Performance im öffentlichen Raum, die von der Umschlaggestaltung über Wortmeldungen im Feuilleton bis hin zum Fernsehgespräch reichen kann. Man mag das für albern und für so gar nicht wissenschaftlich halten. Indessen handelt es sich bei dieser nicht exakt abgrenzbaren literarischen Öffentlichkeit nicht nur um die Bühne, auf der ein Geisteswissenschaftler agieren können muss; es ist auch der Raum, in dem Geisteswissenschaft entsteht, dialogisiert und sich begrifflich weiterentwickelt, der Raum, aus dem heraus sie ihre gesellschaftliche Legitimation bezieht. Die Verpflichtung auf das Publizieren über „Open Access“ würde sie diesem Raum entziehen. Paradoxiertweise müsste sie nämlich die unbeschränkte Verfügbarkeit ihrer Forschungen mit der Einbuße an öffentlicher Sichtbarkeit bezahlen. Texte, die umsonst im Netz eingesehen werden können, bleiben ohne Verlag. Sie verschwinden vom akademischen Buchmarkt (insofern dieser nicht mit ihnen verschwindet), somit auch aus dem Kulturbetrieb, mit samt ihren Autoren und deren eigenem literarischen Gepräge und Habitus. Umstandslos wären sie dafür auf den Universitätsservern abrufbar: unlektoriert, uniform, vermutlich einsprachig (nämlich Englisch) – ein frei zugängliches Korpus, zu dem aber nur noch die Wenigsten überhaupt einen Zugang suchen.

Von dem Autor ist jüngst das Buch erschienen: Literarisches Eigentum. Zur Ethik geistiger Arbeit im digitalen Zeitalter, Kröner Verlag 2012.